

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

13.10.1929 (No. 41)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 41



13. Okt. 1929

Heinrich Bierordt / Der Geheime Rat und Kammerherr von Chelius

Er spielte keine große Rolle nach außen am Hofe des Großherzogs Friedrich I. von Baden, er war nicht Hofmarschall, nicht Oberstkammerherr; er war nur ein einfacher Kammerherr, wie es ein Duzend und mehr Lehnhilfen gab; die gelegentlich, kamen fremde Fürstlichkeiten zu Besuch, als Begleiter, dazu befehligt, bei irgend einer auswärtigen Hoheit Dienst taten . . . Für gewöhnlich stellte die Kammerherrentätigkeit keine allzu großen Anforderungen an die Träger dieser Würde, höchstens, daß sie in den mit goldenem Kammerherrenschlüssel befrachten Frack schlüpfen und auf einem Hofball oder zu einem feierlichen Mahle bei Hof erschienen.

Im bürgerlichen Leben war er Jurist, Landgerichtsrat seines Titels und Amtes, und er soll keine große, richterliche oder gar rechtswissenschaftliche Leuchte gewesen sein. Das kann man auch nicht von jedem verlangen, und wenn er selbst Jura studiert hat.

Seine Vorzüge, seine Begabungen lagen auf anderem Gebiete: er war dafür ein feinsinniger, ein hochgebildeter, ja, ein höchstbekturter Mensch, was noch mehr wert ist, als Rechtsgelehrter und Kammerherr zu sein; er war zweifellos unter allen am großherzoglichen Hofe Friedrichs I. von Baden amtierenden Herren die innerlich bedeutendste, hervorstechendste, geistvollste Persönlichkeit.

Jedoch nur für den genauen Kenner der Dinge. Denn die Karlsruher Gesellschaft, am Hof und in der Stadt, hielt sich mehr an seine kleinen Schwächen — wie dies ja stets der Fall bei den lieben Menschen ist — und spottete mit Vorliebe gar über ihn. Von seinen Verpötern reichte natürlich kein einziger ihm auch nur irgendwie das Wasser.

Friedrich von Weech, der einstige Direktor des Badischen Generalandesarchivs, ein nicht leicht zufriedenzustellender Herr mit äußerst scharfer, äbender Zunge, faßte sein Urteil über Philipp von Chelius in die Worte zusammen: „Der Geheime Rat von Chelius ist der einzige Mensch, mit dem man in Karlsruhe verkehren kann!“ Und er mochte mit diesem vernichtenden Urteil nicht allzu sehr daneben geschossen haben.

Großherzog Friedrich I. mußte seinen persönlichen Wert gleichfalls zu schätzen gewußt haben, denn es geschah etwas Unerhörtes: eines Tages ließ er diesen in der Juristerei sich durch nichts auszeichnenden Landgerichtsrat den „Oberlandesgerichtsrat“ überspringen und beförderte ihn ohne weiteres zum „Geheimen Rat“. Darob großes Staunen und Kopfschütteln. Natürlich fühlten sich viele durch diese fürstlichen Ueberspringung im tiefsten Herzen schwer gekränkt, doch hielten sie wohlweislich den Mund und ballten die Zornesfäuste nur wutverwiegeln im Sacke.

Das etwas sabengerade, großherzogliche Beamtentum war von seinem Standpunkte aus vielleicht nicht mit Unrecht darüber empört; ein freistaatliches Beamtentum hätte genau dieselben Beförderungen gehegt.

Der Großherzog, in seinem gerechten, bürgerfreundlichen Sinne, wollte sonst ebenso wenig wie von Adelingen — oder schöner zu deutsch: Nobilitierungen — von dergleichen ungerechten Ueberspringungen durchaus nichts wissen. Ja weiß nicht, ob er durch irgendwen gestupft, diese rasche Beförderung und vielen unbegreifliche Bevorzugung veranstaltete oder ob sie auf seinem eigenen Acker gewachsen war. Genug, bei Fürsten ist das erste das glaubhaftere.

Sei dem, wie ihm wolle: dieses Mal war die Ungerechtigkeit ganz an der richtigen Stelle. Denn sie traf den Würdigsten, den, um seiner hervorragenden, kultürlichen Eigenschaften halber, in der Tat Würdigsten! —

Der geistige Hauptvorzug unseres Freundes war eine ausgesucht keine klassische Bildung, eine ganz ungewöhnlich ausgebreitete Schrifttumkenntnis, ein erlesener Geschmack im Urteil, zumal im künstlerischen Urteil, auf allen Wissensgebieten. Er war nicht nur im deutschen Schrifttum überaus bewandert und belesen, er war es besonders auch im italienischen. Er war ein ausgezeichnete Kenner Dantes, der noch im höchsterreichbaren menschlichen Lebensalter von neunzig Jahren ganze Gefänge des Höllensängers italienisch auswendig herzusagen vermochte; er kannte nicht weniger alle nur irgendwie erheblichen Gedichte Goethes, vorab die vom Faustdichter in freien Rhythmen verfaßten, sowie Dichtungen vieler andern Dichter von Belang, auswendig.

Er äußerte mir manchmal mit vollem Recht: „Was man nicht auswendig kann, das besitzt man nicht.“ Als ich einmal sein untrügerisches, neunzigjähriges Gedächtnis bewunderte, meinte er: „Ich gebe Ihnen einen Rat; machen Sie's wie ich. Lernen Sie jeden Morgen nach dem Aufstehen einige Zeilen eines Gedichtes, es kann auch Prosa sein, auswendig, am besten einen gereimten Bierzeiler, und Sie werden die erstaunliche Wirkung bis ins hohe Greisenalter sehen.“ Ich habe vielfach seinen Rat befolgt; manchmal hieß es aber auch: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“; doch neuerdings habe ich die Befolgung seiner guten Ratsschläge wieder aufgenommen und bin nicht schlecht damit gefahren. —

Philipp von Chelius war der Sohn des Heidelberger Professors von Chelius — es war kein alter Erbadel, erst dieser Vater hatte den Adel verliehen bekommen — und einer israelitischen Mutter. Er war ein Beweis der oft erprobten Tatsache, daß germanische und semitische Blutmischung ausgezeichnete Frucht zeitigt . . . Jener „alte Heidelberger Chelius“ war seinerzeit eine europäische Arztberühmtheit; aus aller Welt reisten die Fremden nach Heidelberg, um ihn zu „konsultieren“ und ihm einen bedenkenden Goldstrom — in seiner Art auch ein Goldstrom — ins Haus zu leiten . . . Sein Haus war das palasthafte Gebäude zu Heidelberg in der Hauptstraße, das die Stadt später erwarb, um das kurpfälzische Museum hinein zu legen.

Um den „alten Heidelberger Chelius“ bildete sich in früheren Zeiten ein ganzer Kreis von Legenden und Sagen. Ein als verbürgt geltendes, drolliges Geschichtchen wird ihm nachgezählt: Einst kam ein reicher Fremdling, ich glaube gar, aus fürstlichem Hause, zu längerer Kur zu ihm. Beim Abschied überreichte der „Patient“ dem berühmten Arzt eine rotfarbige Karte mit dem Bedeuten, er möchte diese Karte zum dankbaren Andenken entgegennehmen und behalten. Der „alte Chelius“, der zugleich ein guter Geschäftsmann war, machte ein langes Gesicht und erklärte seinem geheilten Pflögling: Die Schuld an ihn, den Heilkünstler, betrage sechs tausend Gulden. Man rechnete noch nicht nach Mark und Pfennig . . . Da öffnete der Angeredete den geheimnisvollen, in feinstes Leder gebundenen Umschlag und erklärte: „Ach, da habe ich mich getäuscht; ich habe für Sie, verehrter Herr Geheimrat, zehn tausend Gulden als Ehrensold hineingelegt; da nehme ich vier tausend wieder heraus!“ Und so geschah's. Er nahm die viertausend überzähligen Gulden wieder an sich und ließ den großen Doktor mit noch längerem Gesichte, denn zuvor, verbüßt stehen . . .

Unser Geheimer Rat war ebenfalls mit einer Israelitin vermählt, die aber schon sehr frühe starb, nachdem sie ihm zwei Söhne geschenkt hatte, welche von einer Hausdame großgezogen wurden. Er blieb viele Jahrzehnte lang, bis zuletzt, Witwer.

Diese Söhne waren später in hohen, angesehenen Stellungen vorgekommene Leute. Der eine war Offizier, musikalisch hochbegabt, sogar Operntonsetzer, Flügeladjutant und erklärter Günstling des unseligen Kaisers Wilhelm II., der unseligsten Erscheinung der unseligen Erscheinungen so überreichen, elfhundertjährigen, deutschen Kaisergeschichte . . . Der andere Sohn ward Kabinettsrat und zuletzt Kabinettschef der Großherzogin Luise von Baden, der er als treuer Diener nach dem Sturze des badischen Großherzogthrones aus der Residenz „ins Exil“ folgte. Auch er war der Pflege der Musik sehr ergeben, von einer maßlosen Wagnerverehrung, die so weit ging, daß sie ihm einen wenig schönen Spitznamen am Hof und in der Karlsruher Gesellschaft eingetragen hat. Felix Mottl hatte zuerst ihn damit beehrt, und der hätte es gewiß nicht nötig gehabt . . .

Zu Karlsruhe lebte noch ein Bruder unseres Geheimen Rats: der dicke Oberst Max von Chelius, dessen unförmig erdrukelrunde Gestalt lebhaft an meinen alten Klavierlehrer, den meisterlichen Stadtorchesterspieler Henrich, gemahnte. Solche Faltstoffscheinungen sieht man in der Gegenwart gar nicht mehr auf der Straße. Sie sind, scheint's, nicht mehr zeitgemäß. Es waren so die richtigen, behäbigen Friedenshäuche der alten Zeit . . . Dieser feiste Oberst — er war ein lebenswürdiger, gutmütiger Mann, der lebte und leben ließ — als guter Bekannter meines Vaters mir von Knabenzeiten an schon vertraut, war in erster Ehe mit einer aus altbadischem Adel stammenden, speckbustigen Trunkenboldin vermählt, die sich bei Zeiten schon in die Familiengruft trank; nach jahrelangem Witwenstande verheiratete er sich mit einer Jugendgeliebten, einer israelitischen Putzmacherin aus Heidelberg, die erst ziemlich scheel und ablehnend von der Karlsruher Gesellschaft angesehen und behandelt wurde, zumal die Hochzeit überdies auf dem damals noch englischen Inseln Helgoland gefeiert worden war, wozu man nicht viel umständlicher „Formalitäten“ benötigte. Die „Helgoländer Trauungen“ hatten so ein Beischnäcklein und galten nicht für ganz voll.

Meine Mutter nahm die neugebackene Frau Oberst in ihrer Güte freundschaftlich auf und ebnete ihr die Bahn in gesellige Kreise der Residenz. Da meine Mutter aber bald darnach starb, kam Frau von Chelius häufig als Morgenbesuch zu meinem verwitweten Vater, auf den sie einen merkwürdigen, nicht immer heilvollen Einfluß ausübte, fast wie das Orakel der delphischen Pythia von ihm verehrt. In ihrer schamlos-aufbringtlichen Weise verließ sie nie das Haus meines Vaters, ohne mit lebenswürdiger Offenherzigkeit die ausgespreizte Hand hinzustrecken und in ihrer angepöbelten Redarmundart zu winseln:

„Herr Oberstleutnant, schenke Sie mir was!“

Mein Vater, der, wie verzaubert, unter ihrem Bann stand, verehrte ihr allemal auf solche Anbettelungen irgendein wertvolles Stück aus dem Schmucke meiner seligen Mutter, bis er fast rattenkahl an Broschen, Armspangen, edelsteinbesetzten Schmuckkapseln (= Medaillons) ausgeplündert war. Er gab ihr diese Sachen in seiner übergroßen Gutmütigkeit dahin mit den Worten:

„Na, Frau von Chelius, weil Sie's sind, sollen Sie's haben!“

Das nützte sie, die ihn förmlich beehrt hatte, vollaus aus. —

Diese selbe, heutigetierige Oberstgattin und Dame liebte ihren bedeutenden, hoch wie ein Gott über ihrer Niedrigkeit thronenden Schwager, unseren Geheimen Rat, naturgemäß herzlich wenig und suchte ihn, wo sie nur immer konnte, durch üble Nachrede lächerlich zu machen, sie, die die Lächerlichste selber war.

Und leider, er bot ihr auch manche Handhabe dazu. Sein etwas gespreizt-verhalten-würdestolzes Wesen, seine Haltung, sein Gang, das schnelle, starke Errotten seines Antlitzes — lauter Eigenschaften, die ihm in Freundeskreisen den vertraulichen Uebernamen „der Rander“ verschafft hatten, denn zuweilen hatte er wirklich etwas Truthahnhaftes an sich — seine über alles Maß gehende, jedoch grundehrliche Fürstenverehrung, seine Ordenssucht, alle solch kleine oder große Schwächen, die diesem machtvollen Geist anhafteten, suchte sie in hämischer, entstellender Weise, fast verächtlichmachend, hinzustellen.

Der Geheime Rat war einmal zu einem Familienfeste nach Berlin zu seinem Sohne gereist, wo er sich in einem von Großkreuzen und Kommandeuren strahlenden Festteilnehmerkreise einigermaßen unbehaglich fühlte, weil ausgesucht er der einzige war, der nur Ritterkreuze und nicht ein einziges Kommandeurenkreuz, also keinen aus der Halsbinde quellenden Orden, aufweisen konnte. Kurze Zeit darnach sei der Schaden ausgewetzt gewesen und ihm durch Einfluß irgendeiner gütigen Fee doch noch ein Kommandeurenkreuz, ich glaube, des preussischen Kronenordens, zuteil geworden! So etwas mußte natürlich ganz gehörig ausgeschlachtet werden.

Es ist wahr: seine Fürstenverehrung ging soweit, daß bei bloßer Nennung des Namens Kaiser Wilhelm I. oder Großherzog Friedrich I. von Baden sich seine Wangen vor innerer Erregtheit leicht röteten und seine Augen sich leicht feuchteten, daß seine Stimme sofort einen etwas bebenden und zitterigen Klang bekam.

Von früh an war er gewöhnt, mit Fürstlichkeiten zu verkehren. Als junger Beamter in Mannheim ging er schon am sozusagen Hofe der ehemaligen Großherzogin Stephanie Beauharnais aus und ein, jener Adoptivtochter Napoleons, die auf Geheiß ihres großen Adoptivvaters die Gemahlin des Erbprinzen Karls von Baden ward, von 1811—1818, also sieben Jahre lang, regierende Herrscherin im Badnerlande war und dann während ihrer langer Wittwenzeit, von 1818—1860, im großartigen Schlosse zu Mannheim „residierte“. Sie hatte sich durch ihr gewinnendes, anmutiges Wesen, ihre Natürlichkeit und Klugheit allent-

halten Zuneigung erworben; auch Herr von Chelius konnte nicht genug ihr Loblied singen.

Später war dieser große Fürstenfreund in ein geradezu freundschaftliches Verhältnis zum greisen Kaiser Wilhelm I. und seiner Gemahlin, der Kaiserin Augusta, getreten, die ihn, so oft sie nach Baden-Baden zum gewohnten Herbstaufenthalte kamen, als bald an ihre Tafel zogen.

Bei den Mahlzeiten der Kaiserin Augusta scheint es nicht gerade sehr hoch hergegangen zu sein; da herrschte nämlich noch die bekannte, seit Friedrich Wilhelm I., dem Vater Friedrichs des Großen, überlieferte altpreussische Sparsamkeit. Gleich zu Beginn des Mahles schenkte ein aufwartender Kammerdiener den Gästen sämtliche bei den Bedecken stehende Gläser randvoll mit Wasser ein! Und dabei blieb es. Die Ehre, bei der Kaiserin schmausen zu dürfen, mußte schon allein offenbar allen Weindurst stillen . . . Dies erzählte mir Herr von Chelius selbst, aber beileibe nicht, um einen Tadel auszusprechen oder sich darüber belustigt aufzuhalten, o nein, nur als Berichterstatter der Tatsachen, denn dazu war er ein viel zu „degenmäßiger“ — wie man früher so gerne sagte — und ersterbender Fürstenbewunderer.

Auch mit der Familie des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg stand er auf freundschaftlichem Fuße. Als ich 1904 und 1909 im Schlosse zu Wiligrad bei Schwerin selber bei dem Herzogspaaire zu Gaste weilte, begleitete der Herzog mich jedesmal herunter an die Schloßpforte zum Wagen, und sein letztes Wort war jeweils:

„Grüßen Sie mir in Karlsruhe den Großherzog — vor allem aber den alten Chelius!“ —

Aufgeschrieben hätte Herr von Chelius um keinen Preis seine langjährigen, über mehr als ein halbes Jahrhundert zurückreichenden Fürstenerinnerungen — ich habe des öfteren ihm zugesprochen, es zu tun — dazu wäre er viel zu zartfühlend, zu feinfühlig, zu überanständig, zu „delikat“ gewesen. Er hätte niemals etwas aus der Schule geschwätzt und hat alle Geheimnisse mit sich ins Grab genommen. Er war der geborene, von Gott vorbestimmte „Kammerherr“.

Ja, er versicherte mir einmal: er habe seinen Söhnen ein Handgelübde darüber abgenommen, niemals über ihre in höfischen Stellungen gemachten Erfahrungen und Erlebnisse auch nur ein Sterbenswürdiges zu Papier zu bringen . . . Ich stehe hierin auf dem entgegengegesetzten Standpunkte: ich finde — als durchaus geschichtlich gezielte Natur — wer in hohen Stellungen Dinge gesehen und gehört hat, die ein anderer nicht gesehen und gehört haben kann, hat geradezu die Verpflichtung, der Nachwelt ungeschminkt wahren Bericht davon zu erstatten — vorausgesetzt, daß er überhaupt das Zeug zur Darstellung hat. Solche überanständigen Leute sind vielfach schuld daran, daß dann „Geschichte“ von Menschen, die alles nur vom Hörensagen wissen, gemacht wird, und daß Fürsten oft so falsch dargestellt werden . . . Ich halte die Abnahme eines solchen Versprechens für durchaus unsittlich und ich hätte mich niemals, auch nur im geringsten, an eine derartige „promissorische“ Vergewaltigung gekehrt.

Ein Freund von mir, der eine hohe Stellung am Hofe Friedrichs I. von Baden bekleidete, der 1895 seinen Großherzog nach Friedrichsruh zu Bismarck, anlänglich des 80. Geburtstages des Alt-Reichskanzlers, geleitete, hat über jene Tage dort einen sehr seltsamen Bericht, wie nur ein wahrheitsliebender Augenzeuge ihn verfassen konnte, niedergeschrieben. Es war jene bekannte letzte Begegnung des badischen Landesfürsten mit dem gewaltigen Manne vom Sachsenwalde. Bismarck begleitete seinen fürstlichen Gast zur Eisenbahn. Da, beim Abschied auf dem Bahnsteige, konnte der Schloßherr von Friedrichsruh sich nicht mehr zurückhalten — einmal mußte es gesagt sein, einmal mußte der Schwiegerjohn der Kaiserin Augusta die bittere Pille hinunterwürgen! — Er schleuderte dem Großherzog die Worte ins Angesicht: „Ich weiß sehr wohl, königliche Hoheit, daß Sie an meiner Entlassung nicht unbeteiligt sind!“ So etwa lautete die schwere Beschuldigung. Der Großherzog bekam, wie üblich, wenn ihm jemand etwas Unerwünschtes sagte, seinen bekannten glutroten Kopf, sprang in seinen Salonwagen und dampfte, vermutlich seine Geburtstagswalfahrt still bereuend, heimwärts . . . Mein Freund aber hat, ebenfalls aus Ueberanständigkeit, später ganz unrichtigerweise seine Aufzeichnungen vernichtet und damit ein wertvolles Augenzeugenzeugnis leider aus der Welt geschafft. —

Jeden Morgen pflegte der alte Chelius nicht nur einen dichterischen Bierzeiler auswendig zu lernen, sondern auch regelmäßig sein Gläschen Vermouth bei Torino zu genehmigen, was er als sein Hauptmittel zur Lebensverlängerung betrachtete.

Einmal stritt er sich bei Tische mit Herrn von St. Georges, einem ehemaligen Offizier, herum — der im Sommer 1899 gelegentlich einer Tagesfahrt nach dem Sand auf dem Heimwege von einem schneenden, wildgewordenen Pferd in den Abgrund geschleudert ward und auf einer Schwarzwaldwiese jählings sein Ende fand, wobei sein künstliches Gebiß ihm tief in den Rücken hinunter gefahren war — ob man einem Fürsten die Hand küssen dürfe. Herr von St. Georges widerlegte sich heftig diesem Gedanken: kein Mann dürfe jemals einem andern Manne die Hand küssen! — Herr von Chelius aber, der manchmal dem urasten Kaiser Wilhelm die Hand geküßt hatte, meinte: man huldige mit dem Handkusse keinem lebendigen Menschen, wohl aber der Verkörperung des Staats, des Reichsgedankens! —

Hätte dieser Mann den Zusammenbruch des Großherzogtums Baden und der gesamten deutschen Fürstentherrschaft erlebt —

„nein, er hätte dies nicht überlebt, er wäre zweifellos am Schmerze schnell dahingestorben.“

Trotz alledem und alledem steckte, das behaupte ich feif und fest, etwas Heldisches — „Heroisches“ — Redenhaftes in diesem merkwürdigen, von mir immer gern von Zeit zu Zeit aufgesuchten — „Kommen Sie bald wieder, ich unterhalte mich so gerne mit Ihnen“, waren fast jeweils seine Worte, wenn ich von ihm Abschied nahm — neunzigjährigen Greise.

Unlange vor seinem Hinscheiden sagte er mir, wie übrigens ab und zu, wenn das Gespräch auf solche Dinge kam:

„Ich möchte stehend sterben, nicht im Bett oder im Lehnstuhl, höchstens geküßt auf den Arm eines mich Haltenden!“

Das ist schon mehr ein Wikingerwunsch, wie er sicherlich nicht von Alltäglichen gewünscht wird. —

Am Allerseelestage von 1911 hat dieser erlauchte Geist die Erde verlassen und ist hoffentlich mit den von ihm wahrhaft überverehrten Fürstlichkeiten im Himmel „hochselig“ wieder vereinigt worden . . .

Gottlieb Graef / Resignation

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, Befreit der Mensch sich, der sich überwindet. Goethe

Je älter der Mensch wird, desto mehr legt ihm das Leben die Notwendigkeit und die Pflicht der Entsagung auf, der Verzichtleistung sowohl auf positive Werte, wie eigenes Wohlbefinden, als auch auf liebgewordene Dinge, auf „alles, was die Seele mit Pock- und Gaultelwerk umspannt“. Es will die Natur den alternden Menschen allmählich daran gewöhnen und dazu befähigen, schließlich auch auf das von ihm am höchsten geschätzte Gut zu verzichten, auf das Leben. Immer eindringlicher ruft sie ihm zu: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!“ Wohl dem Menschen, der diese erzieherische Absicht der Natur erkennt und sich von ihr leiten läßt. Denn von dem Grad der Entsagungs-fähigkeit ist die Ruhe des Gemüts, der Friede der Seele abhängig. Während Entbehren Schmerz verursacht, ist Nichtbedürfen Lust.

Freilich ist diese Resignation nicht so leicht und einfach und nicht ohne innere Kämpfe zu erlangen. Hier gilt es eben den Kampf gegen das eigene Ich, und der ist bekanntlich der härteste. Es gilt die Heldenshaft der Willensumkehr, der Verneinung des sinnlich egoistischen Wahns, der Selbstüberwindung. Dies setzt jedoch die Erkenntnis der Ursache des Lebens überhaupt voraus, die darin besteht, daß wir von Wünschen und Regungen beherrscht werden, die Erkenntnis, daß alles egoistische Wollen und Wünschen das Gemüt bewegt und peinigt, Unruhe, Sorge und Leiden schafft. Nur wenn wir vermöge geläuterter Erkenntnis „nachsichtig“ werden und aufhören zu wollen, können wir Erlösung finden, werden wir aus „eitlem Tagesknechten“ oder Lebensbejahern zu „Nachtgeweihten“ oder Lebensverneinern.

Die hohe Bedeutung der Entsagungs-fähigkeit und Selbstbeherrschung, der enkratesia, d. i. der nach innen gewandten Kraft, hat bereits ein Teil der griechischen und römischen Philosophen und Dichter erkannt. Horaz preist die Entsagung mit den Worten: „Je mehr sich der Mensch zu versagen weiß, desto mehr gewähren ihm die Götter.“ Dieser verlangt damit schließlich auch die Kraft, „dem Schicksal in den Rücken zu greifen“, wie es Beethoven vermochte, so daß ihm die Faustischen arauen Schweitern nichts mehr anhaben können. Der betagte Christian Fink, ein schlichter Bauersmann meiner Heimat, pflegte bei allen ihn berührenden Vorkommnissen, auch den schmerzlichsten, zu sagen: „Es ist aut so“, dieselben Worte, die Platon dem zum Tod verurteilten Sokrates in den Mund legt „Ich glaube, daß es so gut ist“.

Unter den Schwerverwundeten des Weltkriegs befand sich in unfremem Chirurgisch-orthopädischen Lazarett in Eitlingen ein Konstanzer, der beide Beine und den linken Arm bis auf kurze Stümpfe verloren hatte. Trotz dieser furchtbaren Verletzung war er während seiner Lazarettzeit anhaltend zufrieden und guten

Muts, so daß ich ihn oft anderen mutlosen und unzufriedenen Lazarettinsassen, die nicht im entferntesten so übel daran waren wie dieser fußlose Einarmiger, als aufmunterndes Vorbild hinstellen mußte. Auch als ich ihm später im Konstanzer Rathaus, wo er in der Telephonzentrale Anstellung gefunden hatte, wieder begegnete, gab er auf die Frage nach seinem Befinden zur Antwort, daß er nicht nur vollkommen zufrieden, sondern auch glücklich sei und dankbar für die ihm in seiner Vaterstadt zuteil gewordene zusage der Verwendung. Wie klein kam ich mir da vor in meinen eudämonistischen Ansprüchen gegenüber solchem Heldentum eines Kriegs-krüppels, der ungeachtet seines jammervollen Zustandes mit dem Schicksal ausgeöhnt ist und sich sogar noch glücklich schätzt, bei mäßigem Verdienst sein trauriges Dasein weiter fristen zu dürfen. Auch hier wieder die alte Wahrheit, daß Glück und Seelenfrieden nicht in erster Reihe an Besitz und Lebensgenuß gebunden ist, sondern an Genügsamkeit, an die Fähigkeit der Verzichtleistung.

Von den bedeutenden Menschen der neueren Zeit, welche die Kunst der Entsagung in hohem Maß zu üben verstanden, ist vornehmlich Richard Wagner zu nennen. In den Meistersingern, zumal im Vorspiel zum dritten Akt, hat sie durch ihn auch ihre höchste künstlerische Verklärung erfahren, wie überhaupt die Grundidee seiner Dichtungen die Entsagung ist. Sein Hans Sachs vor allem mag uns ein Vorbild sein im Streben nach Erlangung jener erhabenen Schopenhauerschen „Meeresstille des Gemüts“ und finden Heiterkeit der Seele, jenes Himmelsfriedens und jener schon an die Todesruhe grenzenden abgeklärten Resignation, die befreit vom Wahm der Welt leidenschaftslos auf deren Getriebe und Gaulteleien herabsieht, die alle Fügungen des Schicksals mit philosophischem Gleichmut über sich ergehen läßt, „in ihrer Rötten Wildnis“ selbst unter Tränen noch lächelt und mit Luther sprechen kann „Ich bin hindurch!“ Meister Eckhart spricht denselben Gedanken aus in den Worten: „Ein Leben der Raft und der Ruhe, in Gott geführt, ist aut; ein Leben voller Schmerzen, in Geduld gelebt, ist besser; aber Raft zu haben in einem Leben voller Schmerzen, das ist das Allerbeste.“

Es wäre jedoch verfehlt, die erlangte Entsagungs-fähigkeit und Willensverneinung als einen unerschütterlichen unverletzlichen Besitz betrachten zu wollen. Stets drohen die dunklen Regungen des Willens, das irdische Verlangen nach alltäglicher Glückseligkeit und persönlichem Behagen den Menschen wieder hinabanziehen in den Rauberkreis der überwunden geglaubten realen Welt. Deshalb gilt es anhaltendes Ringen und Kämpfen mit den hartnäckigen Schweicheleien und Lockungen des Lebenswillens, sich jenen Besitz zu erhalten und so zur vollen Selbsterlösung zu gelangen.

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.

K. A. Schmid-Noerr / Die Schachtel

Eine der Klostern von zahlreichen Buratrümmern der Hardt hoch zuoberst zwischen der Hardthurg und dem Ruppertsberg, ober Neustadt, und ist einmal das Sommerschloß eines Deutschamerikaners gewesen, der Schiffern hieß, und dem die ganzen, weit hinab gemellten Hänge bis gegen Müßbach hinunter gehörten. Wenn der aus den Fenstern seines Schlosses blickte, so muß er, über seine besten Lagen hinweg frei zum silbernen Band des Rheins hinaus und hinüber geschaut haben bis zu den blauen Strichen des Odenwaldes und des Hunsrücks.

Und dennoch hat der reiche Schiffer schon damals, als er durch neue Scheiben unaehindert den Blick auf der fröhlich besonnenen Weite ruhen lassen konnte, mit Müßbehalten auf einen schmalen, grob ummauerten Weinbergstreifen hinabgestarrt, der mitten in seinem Gebiet auf einer recht wärmeligen Hügelwelle knapp ein paar hundert Meter unterhalb des Kammes und gerade vor seinem Landhaus lag, durch einen lotterig eingefallenen Karrenweg von dem oberen Hang grenzweils geschieden.

Dieser Streifen hieß der Kieselrain und gehörte ihm nicht, sondern dem Oberamtsrichter Bullmes, gut allpälzischen Ausdenkens.

Deftiger, als seiner Seele gut war, stand Schiffern hinter den großen Fensterscheiben und spähte und spürte, wie das Kleine, festig und königlich über den Abhang vorgefragte Stücklein Fremdbesitz seine Wünsche bannte, seine gewalttätigen Gedanken brannte, bis sie weh taten. In solchem Hinstarren, scheint es, laden sich Kraftfelder langsam mit unwiderstehlicher Energie. Allmählich dunkelte Unmut zu Zorn, Ingrimm glühte in daß hinüber, und

endlich knatterte in weitem Spannungsbogen der prasselnde Haß hinab auf den Kieselrain. So befeimt und beschwängert mit der unheimlichen Magie schlimmer Kräfte, muß wohl aus der feurigen Weinbergerde, aus dem weitberühmten Kieselrain des Oberamtsrichters Bullmes, jenes bössartige Gebilde hervorgekocht und aufgezüchtet worden sein, das nun bald an die achtzig Jahre auf diesem gesegneten Hügelstreif wuchert, schenklich bröckelt und fault, aus starblinden, verblödeten Fensterschließen blinzelt und mit bösen, schwarz angelaufenen Tormäulern lautlos ins Land hinab-gähnt:

die Schachtel.

Letzten Herbst, auf einem Weinbummel über den Ruppertsberg, erzählte mir mein Freund Hannes, übrigens der Letzte aus dem guten Stamm der Bullmes, folgendermaßen die überlieferte Geschichte von der Schachtel:

Der Oberamtsrichter Bullmes war kein reicher Mann. Aber wohlhabend konnte man ihn immer noch nennen; dazu hatte er sein schönes Richtergehalt und besaß von der alten, seit Urgroßvaters Zeiten herab gemächlich durchgegurgeten Heimat eben noch so viel, wie schon gesagt ist, nämlich den Kieselrain.

Vor diesem Nest eines ehemals reich begüterten Weinbauernstolzes machte aber der rot angeglühte Dickschädel des Oberamtsrichters endgültig halt. Dies letzte und beste Rebstück der Bullmes wäre ihm für kein Geld der Welt mehr feil gewesen, geschweige denn für die Angebote des kaufprohigen Schiffern.

Der Deutschamerikaner hatte elserne Nerven. Er ließ nicht toder mit vernünftigen Vorschlägen, mit steigenden Geboten. Der



Oberamtsrichter hatte einen Sternaden und schon ein wenig brüchige Schläfenadern. Er beschloß, dem Gezerre ein Ende zu machen.

Oberamtsrichter Bullmes bestellte sich den Architekten und ließ sich Zeichnung und Vorausschläge zu einem Landhaus anfertigen, das im Türmchen- und Zinnengeschmack jener Unzeit, bei tüchtigster Schonung der vorhandenen Nebenanlagen auf dem schmalen Baugrund am unteren, felsigen Abstrich seines Grundstücks auftragen sollte. Mit dem Stelungsbeschluss war nicht nur allem Kauf- und Verkaufsgewand ein Niegel geschoben, sondern auch dem mammongläubigen Herrn Schiffersen ein Denkmal unbeweglichen Erbschafts höchst lehrreich vor die Nase gerückt, daran so viele Amerikaner und Pfälzer, als nur wollten, eine unabänderliche Erbbaung finden mochten. Und mit diesem innigen Vergnügen am aufzurichtenden Beispiel begann der Oberamtsrichter den Bau.

Eines Tages im ersten Frühjahr sah Herr Schiffersen Erdarbeiter und Maurer ihr Handwerksgerät das holperige Bergsträßchen heraufstoßen. Er wußte noch selbigen Morgens Bescheid. Er ließ Troh und Proh zu Hause, suchte in eigener Person den Oberamtsrichter auf und machte ihm zum Guten und Besten ein Angebot, das sich allerdings wohl hören lassen durfte. Er bot ihm für den Kieselacker mehr als das Dreifache an gutem Grund, festlich droben am Hügelkamm gelegen, darunter auch einen Rebstreifen aus einer fetter besten Lagen, die sich immerhin mit dem Kieselrain vergleichen ließ und doppelt soviel als jener trug. Auch die Aussicht von dort aus war beträchtlich schöner, die Zufahrt an der gutgepflegten Distrikstraße, alles handgreiflich bequemer für einen Bauherrn, und manches selbst für den Rebbesitzer vortheilhafter als am eingezwängten Kieselrain.

Aber dem Oberamtsrichter Bullmes schwollen langsam die Stirnabern ins Bläuliche, und er beharrte kurzatmig bei Rein und Beschluß. Da knüllte Herr Schiffersen mit hartem Griff das Papier, auf dem er seinem Feind den Schlichtungsantrag rechnungsmäßig hatte einleuchtend machen wollen, und erhob sich steif:

Sie bauen, Herr Oberamtsrichter. Well. Ich warne Sie. Sie werden keine Freude an Ihrem Bau haben, so wenig wie ich. Das gilt, so wahr ich Schiffersen, Joel Jakob Schiffersen heiße. Guten Morgen."

Bullmes trank hernach ein Glas kaltes Wasser gegen die Aporoplexie und stellte selbigen Tages noch sechs Tagelöhner mehr ein, um den Bau zu fördern. Die Unruhe verließ ihn nicht mehr. Er trieb den Architekten, hekte die Bauleute. Jeden Tag, den er sich frei machen konnte, schlich er herauf und schaute argwöhnisch von den Gerüsten hinüber zum Hause des Deutschamerikaners, dem er mit den Gerüststangen jetzt schon in den Horizont seines ersten Stockwerkes schah.

Droben blieben die Jalousien geschlossen. Herr Schiffersen war verreist.

Im September, bevor noch die Weinberge geschlossen wurden, war die Villa des Oberamtsrichters Bullmes fertig. Es war zwar eine bescheidene Burg. Aber mit ihren gotischen Ecktürmen, mit ihrem Renaissancegiebel und den spätgotischen Balustraden trug sie doch recht theatermäßig ins Land hinaus. Der Oberamtsrichter gewann seine Ruhe zurück, wie er durch die schlüsselfertigen Räume schritt und von allen Seiten Bild und Lärm der vollen Weinernte ihm fröhlich zu den Fenstern hereinlachte. Noch im Oktober zog er mit ächzenden Möbelwagen den Berg hinauf und in sein Haus ein, das nun kühn und sicher auf urväterererbtem Boden stand. Der erste Winter hier oben verging in ungekrümbtem, wennschon ein wenig unwirklichem Genuß der weit hinaus verschneiten Landschaft. Nun versah sich der vergnügte Hausherr keines sonderlichen Uebels mehr, und er gedachte des von ihm vertriebenen Amerikaners fast mit einem wohlwollenden Mitleid.

Als aber eben die Zeit sich jährte, zu der er selber seinen Hausbau begonnen hatte, erwachte er eines Morgens in aller Herrgottsfrühe an einem Gerumpel und Gepolter um sein sonst so stilles Haus, das ihn im Hemb aus Fenster trieb.

Da nahm er eine stattliche Schar von Erdarbeitern wahr, rings um den Kieselacker verteilt und schon wacker am Werk, die kostbaren Reststücke des Amerikaners auszuheben und nach Wink und Absteckung fremder Bauführer ihre Spitzhacken und Schaufeln in Erde und Gestein zu hauen. Der Lärm der Arbeiter kam aber nicht bloß vor der Ostfront herauf, er drang auch von allen Seiten seines Hauses herein. Und von Aufregung wirr im Kopf und ratlos, ließ der Oberamtsrichter von Zimmer zu Zimmer, von Fenster zu Fenster.

Auf allen drei Seiten des Hauses das gleiche Bild: Bauarbeiter in unheimlich emsiger Betriebsamkeit.

Da riß Bullmes ein Fenster auf, schrie sich den Bauführer heran, schimpfte, hörte, stockte, ließ die Hände willenlos von der Fensterbrüstung fallen und wäre dem jähen Schrecken schier im ersten Anfall erlegen.

Der Deutschamerikaner haute jetzt gleichfalls. Das Unglück wollte, daß hier vorn auf der Hügelnahe, auf der das Haus sich erhob, die Breite des Kieselrains fast völlig von der Frontbreite des Hauses eingenommen war. Knapp fünf Meter entfernt ließ ringsum die Grenze des Herrn Schiffersen. Knapp fünf Meter Abstand hielten die Fundamentgruben ringsum, die überall heraufzuarbeiten begannen.

Oberamtsrichter Bullmes jagte zur Stadt hinab, jagte von Behörde zu Behörde, jagte sein Herz und sagte seinen Verstand halb zu Tode. Er erreichte gar nichts. Keine Bauvorschrift, kein Rechtsgrund bot zu jener Zeit eine Handhabe, den Bauplan des Amerikaners zu hindern.

Indessen so Bullmes in ohnmächtigen Eingaben das Unmöglichkeit versuchte, nicht fähig, die grausame Wahrheit zu glauben, wuchs der Teufelsbau von drei Seiten zugleich um seine Villa. Nackle, unverputzte Zuchthausmauern, von spärlichen Fensterschlüssen wie von Wiperaugen durchsetzt, schluchteng, alldrucknah, in fünf Meter Abstand von den Hauswänden des Gegners. Diese Wände starrten herauf, stiegen, flogen, von Stockwerk zu Stockwerk, fraßen den letzten Blick ins Land, fraßen den Himmel fort, fraßen Sonne und alles Licht. Erst als sie ringsum Giebel und Turmspitzen der Villa um Meterhöhe übermantelt hatten, hörten die Mauern auf, zu steigen.

Dafür erhob sich nun in dem regelmäßigen Abstand von acht Metern außerhalb der ersten Mauer eine zweite. Sie war mit großen, wöhligen Fensteröffnungen rings ins offene Land hinaus versehen. Ein nach außen schräg abfallendes Pulldach verband und deckte das Mauerhufeisen. Dazwischen entstanden Wohnräume, nicht unbehaglicher, als in den alten Stadtmauern öfter bergleichen zu finden; darunter wöhlten sich, nach innen geöffnet, breite Galerien: Handwerkerlauben, ähnlich, wie man sie in den südlichen Städten antrifft. Und als zum Herbst das grauenhafte Mantelhufeisen rings um die Kieselrainnase herum sich geschlossen hatte, zogen Weinküfer, Blechschmiede und andere Lärmübenbe Handwerksleute in die sauber aufgestellten Wohnungen der Schachtel. Herr Schiffersen hatte diese Wohnungen ausschreiben lassen und sie mietzinsfrei an die fleißigsten Leute dieser Gewerbe ausgeteilt, die solcher Lodung nicht hatten widerstehen können. Nur eine einzige Bedingung hatte er an den Nutznieß der Räume geknüpft: daß die Innenlauben von früh bis spät zum Daubenschlagen, Reifenschmieden, Bohlenhämmern und Werkzeugschleifen ausschließlich verwandt werden sollten. Die billigen Mieter waren mit dieser Bedingung herlich gern einverstanden. So war die Rage des Amerikaners vollkommen.

Kaum einen halben Sommer lang trokete Oberamtsrichter Bullmes der feuchtkalten Hölle seines Hauses und dem irrfinnigen Gall und Widerhall der dröhnenden Hämmer, der kreischenden Feilen und der sirenden Sägen in der drei Stockwerk tiefen Hofschlucht um ihn her. Dann plakte ihm die schluchtigen Schläfenader. Nach einem letzten, sinnlos über die Schlucht hin und wider verbesten Zank fiel er wie ein morscher Baum senkrecht und lautlos um auf dem bis zum Ende behauweten Erbgrund der Bullmes. Nicht Wasser mehr noch Wein weckten den Oberamtsrichter wieder auf.

Aber sein zuletzt noch zwischen wackelnden Scheiben zur Schachtel hinübergebonnener Fluch blieb wie ein irrer Lusthauch hangen zwischen den verfallenen Mauern. Und die handgeheimbedete Wetterfahne auf der höchsten Turmspitze der Bullmesvilla kreischte und krächzte ihn fort, aus welcher Richtung auch immer der Wind blies.

Dem Herrn Schiffersen befiel den Nacken immerfort eine kalte Lust. Bald traf ihn Unglück auf Unglück. Mit dem stummen Haß der Einheimischen beaum es. Bald ward ihm aus der Schachtel selbst hinterwärts das Fluchwort zugetragen, mit dem Bullmes, die Fünfte gehalten, vom Fenster getaumelt und alsbald zu Boden gesunken war. Zu spät wehrte Herr Schiffersen ab, die Hände an beiden Ohren. Er wußte nun, was da seinen Nacken anblies. Es traf seinen Sohn. Der erschok sich bald hernach. Niemand hat erfahren, warum. Doch trokete der kalte Schiffersen, verschloß sich da droben, blieb. Da holten sie ihm eines Tages das andere seiner zwei Kinder ab, die Tochter, schon lange eine vercheunte Seele, jetzt, im einamen Ungaang mit dem verfinsterten Alten, rasch und vollends zerstört. Sie verkam, so sagt man, langsam und unheilbar in einer Pflegeanstalt.

Die besseren Leute in der Schachtel kündigten auf, rasch einer nach dem andern. Dank wandelte sich in Undank. Schen in Absichten, ohne sichtlich Grund.

Da verkaufte Herr Schiffersen plötzlich seinen gesamten Besitz und verschwand aus der Gegend.

Bullmes Erben hatten schon zuvor den Kieselrain mit Schaden vergantet. Jetzt kauften auch in der gotischen Villa allerhand zweifelhafte Mieter, ortsfremdes Volk. Klaffen und Schimpfen, herüber und hinüber über die dumpfkalte Schlucht hinweg, hörten in Jahr und Tag nicht mehr auf in der gespenstischen Schachtel. Zu das widrige Gezerre schrie unablässig die rostige Wetterfahne ihren ausgeleiterten, von keinem Menschenohr mehr verstandenen Fluch.

Langsam, langsam ist nachher auch dieses krächzige Leben vermurt und vermodert.

Niemand kümmert sich mehr um die Schachtel. Längst hat sich das ehrliche Handwerk vollends hinausgezogen.

Anderer Gewerbe haben sich eingenistet, ungefragt, ungehindert; Hundehändler mit Koppeln von heißer heulenden Fixköttern, Schirmslicker und Messerschleifer. Streunendes Volk mit zweifelhaften Talenten bewohnt in unregelmäßigem Wechsel die Schachtel. Manchmal riecht es dort nach verjüngten Kutteln. Manchmal auch duftet's brenzlich nach Rehbraten zwischen den feuchten, schimmelüberlaufenen Wänden der Schlucht.

Langsam, ganz langsam zerbröckelt und zermüllt das Gemauer mit groteskem Formenfraß. Nur noch selten pfeift, wenn es stürmt, ein rostiger Krächzer, wie aus zerfressenem Strohkopf mühsam vom Turm. Langsam lüftet und verblüdet auf verfluchtem, zu Unfruchtbarkeit eingekampftem Ebelboden ein vor nun bald hundert Jahren zu Stein und Widerstein ineinander verschachtelter Haß.